

Nané Lénard

Weihnachts- anekdotchen



Spannende
Geschichten
aus dem
Wesenbergland





Weihnachtzanekdötchen



Spannende Geschichten
aus dem Weserbergland

von Nané Lénard

Die Kurzgeschichten spielen hauptsächlich in bekannten Regionen, doch bleiben die Geschehnisse reine Fiktion. Die Figuren dieser Kurzgeschichten sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht beabsichtigt und wären rein zufällig.



Klimaneutral
Druckprodukt

ClimatePartner.com/53115-2305-1007



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <https://www.dnb.de>

© 2023 CW Niemeyer Buchverlage GmbH, Hameln

www.niemeyer-buch.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: C. Riethmüller

Der Umschlag verwendet Motiv(e) von 123rf.com

Druck und Bindung: Zimmermann Druck + Verlag GmbH, Balve

Printed in Germany

ISBN 978-3-8271-9332-2

Für Oma Moni, die Weihnachten so sehr liebte.

Inhalt

Die stille Botschaft	7
Eiszeit	22
Die Probe	39
Das Gespenst im Residenzschloss	56
Die zweite Leiche	70
Gefangen im Dunst	84







Die stille Botschaft



Weihnachten stand kurz bevor. Schnee fiel auf die Weiden und auf das Dach des alten Hofes im Schaumburger Land. In der Landwirtschaft war nach Ernte und Schlachtzeit etwas Ruhe eingekehrt. Man freute sich auf die besinnliche, stille Zeit.

Stille konnte etwas Wunderbares sein.

Auch der Rintelner Bauer Heinrich Schmöe galt als stiller Typ. Das änderte sich, als er tot war.

Allerdings geschah das nicht sofort, denn man fand ihn steif und kalt auf dem Stallboden, noch mit der Forke in der Hand. Sein eines Bein ragte bis zum Knie in den Schweinestall, in dem sich ein paar „Halbstarke“ tummelten. Sie schienen in der Nacht einen mächtigen Spaß daran gehabt zu haben, Heini den Gummistiefel auszuziehen. Doch das war wohl nicht so einfach gewesen, denn der Flunken hatte samt Wollsocke ziemlich fest im Schuh gesteckt. Aber Schweine besaßen gute Zähne. Es gelang ihnen, das dunkelgrüne Ding nach und nach abzubeißen und schließlich vom Fuß zu ziehen. Ein tolles Spielzeug hatten sie da erwischt. Man konnte daran zerren, es herumschmeißen und versuchen, einzelne Gummireste vor seinen Kumpels in Sicherheit zu bringen. Was für eine Freude im Schweinekoben! Niemand bemerkte das nächtliche Spektakel.

Als Hedwig am nächsten Morgen aufwachte und das Bett neben ihr leer war, vermutete sie, dass Heini schon in den Stall gegangen war. Damit hatte sie nicht ganz unrecht. Natürlich befand er sich dort. Er war nur zwischenzeitlich nie im Schlafzimmer gewesen. Kissen und Daunendecke lagen unberührt. Doch das war ihr ohne Brille nach über 30 Ehejahren gar nicht aufgefallen. Sie hätte ihn sogar dann kaum bemerkt, wenn er da gewesen wäre. Man sprach nur über das Nötigste.

Hedwig sah auf die Uhr. Es war mittlerweile nach sieben, aber immer noch stockdunkel. Mit einem Seufzer schwang sie ihre Beine aus dem Bett, streckte sich und klunterte sich an. Als sie die Vorhänge aufzog, bemerkte sie, dass die Scheibe zugefroren war. Fast überall hatten sie noch die

alten Fenster von früher. Sie waren einfach verglast und bestanden aus zwei Teilen, in der Mitte ein Riegel. Jetzt öffnete sie das im Schlafzimmer und blickte in die weite, verschneite Landschaft. Ihre Atemzüge lösten sich nach kleinen Wolken im Nichts auf. Hoch oben stand der Mond. Er hatte einen weiten Hof. Klirrende Kälte suchte ihren Weg durch die geöffneten Flügel. Nach dem gestrigen Schneefall musste die Temperatur mächtig gesunken sein. Alles glitzerte: die Kristalle auf den Scheiben, die Oberfläche des kleinen Teiches und die Eiszapfen an den Giebeln. Es schien so, als stimmte sich die Natur auf das Weihnachtsfest ein. Für Hedwig bedeutete das vor allem viel Arbeit, denn die Kinder würden mit ihren Familien kommen. Sie seufzte, denn sie war müde. Nicht von zu wenig Schlaf, eher weil der Alltag anstrengend geworden war. Früher hatte sie Haus und Hof mit links bewältigt. Da war ihr alles leicht von der Hand gegangen.

In der Küche gab sie Holz in den alten Herd. Es war noch Glut darin. Ruckzuck brannte es wieder, und die Oberfläche, die im Nu schon heiß genug zum Aufbacken der Brötchen war, konnte bald auch das Kaffeewasser zum Kochen bringen. Hedwig deckte währenddessen den Tisch. Sie liebte den Küchenherd. Schon ihre Großmutter hatte darauf gekocht. Er brachte durch sein Knistern und seine Wärme Gemütlichkeit in den Raum. Hier hielt sie sich am liebsten auf. Noch immer nutzten sie die „gute Stube“, wie man sagte, nur wenn besonderer Besuch kam. Alle anderen saßen in der Eckbank der Wohnküche.

Inzwischen war es halb acht durch. Das Küchenfenster taute durch die Wärme langsam auf. Sie sah das Licht im Stall brennen. Heini würde sicher gleich zum Frühstück kommen.

Aber er kam nicht.

Hier stimmt etwas nicht, dachte Hedwig, als die Uhr achtmal schlug und der letzte Ton allmählich verklang. Immer war Heini zu den Nachrichten da gewesen. Allerspätestens hatte er um fünf vor acht in der Eckbank Platz genommen. Ein unheimliches Gefühl machte sich in ihr breit. Auch wenn er nie etwas gesagt hatte, war seine Anwesenheit doch mit Geräuschen verbunden gewesen. Seine Hände, die die Butter verstrichen, zum Beispiel, oder das Klappern der Tasse, wenn er sie auf den Tisch zurückstellte. Vertraute Laute, seit Jahrzehnten gehört, schufen auch eine Art von Geborgenheit, stellte sie fest. Jetzt fühlte sie sich alleingelassen in der Stille, als ob sie ahnte, dass er nie wiederkommen würde.

Hedwig wusste, dass sie nun aufstehen musste, um nach ihm zu sehen, aber ihre Beine waren schwer wie Blei. Sie starrte aus dem Fenster

und war unfähig, sich zu bewegen. Nur die Augen wanderten zum Stall, wo immer noch das Licht brannte, während draußen lautlos Schnee auf Schnee fiel. Spuren gab es keine. Hatte es so viel geschneit, dass Heini schon nicht mehr zu sehen waren?

Wie hilflos sie sich plötzlich fühlte und einsam. Niemand da, nach dem sie brüllen konnte. Es machte auch keinen Sinn, jemanden anzurufen, denn es war ja nichts passiert. Jedenfalls nicht, dass sie wusste. Heini war nur nicht zum Frühstück gekommen, so wie viele andere Menschen auch an diesem Morgen. Sich zu verspäten, war etwas Normales – für gewöhnlich. Das sagte sie sich, doch die schlimme Ahnung steckte ihr wie ein Kloß im Hals.

Irgendwann schaffte es Hedwig doch, sich aufzuraffen. Das Quieken der Ferkel hatte sie in die Realität zurückgeholt, weil es anders klang als sonst. Kläglich und elend. Genau so, wie sie sich fühlte. Sie zog sich ihre dicken Botten über die Selbstgestrickten, legte das Schultertuch um und schlurfte zum Stallgebäude hinüber – jeder Schritt eine Anstrengung. Arbeit und Alter hatten sie müde gemacht, die Ungewissheit lähmte zusätzlich.

Der Stall sah aus wie immer, nur stand das Oberlicht der Klöntür trotz der Minusgrade offen. Hedwig sah, dass es daraus dampfte, als sie näher kam. Die Schweine hatten sich wohl beruhigt, ganz im Gegensatz zu ihr. Um die Bäuerin herum lauerte die Kälte. Ein frostiger Morgen wollte soeben unter ihren roten Rock kriechen. Da öffnete sie schnell die Tür, um seiner eisigen Hand zu entfliehen. Doch ein Grauen jagte das nächste. Direkt vor ihr im Gang zwischen den Koben lag Heini und starrte sie an. Ein Blick, den sie nie wieder vergessen würde. Glasige, ferne Augen, Verwunderung und Schrecken lagen darin. Die rechte Hand hielt er nach oben mitsamt der Mistgabel ausgestreckt. Es wirkte so, als ob er in der Hoffnung auf Hilfe mit den Zinken nach ihr griffe. Das war zu viel für Hedwig. Sie schrie und floh. Dabei hatte sie weder die fehlenden Gliedmaßen noch die toten Ferkel bemerkt.

Wie lange sie anschließend teilnahmslos in der Küche gesessen hatte, konnte sie später nicht mehr sagen. Den Hausarzt, der erst gegen Mittag Zeit hatte, auf dem Hof vorbeizuschauen, erwartete im Stall ein Gruselkabinett. Denn da lag nicht nur Heini, dessen Bein bis oberhalb des Knies fehlte, sondern auch ein Haufen mittelgroßer Schweine, die ebenso tot waren wie er, wenn sie auch noch leicht dampften.

Ein betagter Bauer, dessen Fuß beim Sterben zufällig durch das Gatter gerutscht war, wäre erklärbar gewesen, fand Doktor Teichforst, aber dass

sein Vieh solidarisch mit ihm aus dem Leben geschieden war? ... das definitiv nicht! Hier schien etwas faul zu sein. Das war ein Fall für die Kripo.

Hedwig ahnte von all dem nichts. Sie lag auf der Eckbank und döste vor sich hin, nachdem ihr der Arzt eine Beruhigungsspritze gegeben hatte. Ihre Kinder waren auch verständigt worden, aber da sie alle weit weg wohnten, würde es dauern, bis sie vor Ort sein konnten. Hedwigs Muckefuck, Heinis Kaffee waren im Ausguss gelandet. Das war das Einzige, wozu Hedwig noch fähig gewesen war, bevor ihre Beine versagt hatten.

Hauptkommissar Wolf Hetzer und sein Kollege Peter Kruse glaubten ihren Augen nicht zu trauen, als sie den Stall betraten.

„Äh, nun ja“, sagte Peter nach einer Weile des schweigenden Staunens, während sie sich ein Bild machten und den Fundort auf sich wirken ließen, „das Bein ist wohl in den Schweinen?“

„Anzunehmen“, erwiderte Wolf, „aber ich fürchte, es ist ihnen nicht bekommen. Fragt sich nur, warum?“

„An den Käsemauken wird es wohl nicht gelegen haben“, witzelte Peter, der gar nicht zum Spaß aufgelegt war. Auch wenn die Sache hier weitgehend unblutig war, ließ sie den Betrachter dennoch nicht unberührt.

Selbst die Rechtsmedizinerin Doktor Nadja Serafin, die schon einiges gesehen hatte, schüttelte mit dem Kopf.

„Oha!“, war ihr erstes Wort. Dann fasste sie Heini an. Nicht, um ihm den Puls zu fühlen. Das war nicht mehr nötig. Jeder sah, dass er tot war. Seine Brauen und die Nasenspitze waren gefroren. Nein, sie wollte ihn untersuchen, ihn in eine andere Lage bringen, aber das war schlicht unmöglich.

„Ausgeprägte Totenstarre?“, erkundigte sich Peter.

„Auch“, antwortete Nadja knapp und stieg über das Gatter, in dem die Schweine lagen. Jedes fasste sie an. „Die sind noch warm, einige mehr als die anderen“, erklärte sie, nachdem sie alle fünf befühlt hatte. „Der Mann ist steif und starr vom Frost. Er muss schon einige Zeit so liegen. Ich kann ihn hier nicht untersuchen.“

„Kannst du uns denn irgendetwas sagen?“, erkundigte sich Wolf Hetzer.

„Ja, er ist viel länger tot als die Schweine“, informierte Nadja sie. „Keine äußeren Verletzungen, außer dass ihm das Bein fehlt natürlich. Es sieht so aus, als ob er gekrampft hätte, aber das kann ich nicht mit Sicherheit sagen.“

„Vielleicht ein Virus?“, überlegte Peter laut. „Schweinegrippe, Schweinepest oder so? Er könnte seine Viecher angesteckt haben.“

Nadja verkniff sich ein Grinsen. „Theoretisch hätte er, wenn er selbst krank gewesen wäre, seine Schweine mit H1N1, also der Schweinegrippe, infizieren können. Schmuste er denn sehr intensiv mit seinen Ferkeln? Ich meine so etwas wie Küsschen mit Zunge?“

„Woher sollen wir das wissen?“, fragte Peter knapp, der sich auf den Arm genommen fühlte.

„Eine Übertragung mit was auch immer ist also ausgeschlossen?“, wollte Wolf wissen.

„Ja. Bei der Schweinepest auf jeden Fall“, stellte Nadja fest, „und wie gesagt, die Schweinegrippe hätte er an die fünf Paarhufer weitergeben können, aber es ist so unwahrscheinlich wie ein Sechser im Lotto mit Zusatzzahl. Und wenn doch, wären sie eher harmlos erkrankt.“

„Hast du eine Vermutung?“, hakte Wolf nach.

„Schon“, gab Nadja zu, „aber bevor ich nicht mehr weiß, möchte ich sie für mich behalten.“

„Wahrscheinlich denkst du, sie sind alle erfroren“, warf Peter noch in den Raum. „Die Schweine hatten einfach mehr Fett und haben deswegen länger durchgehalten.“

Nadja sah schmunzelnd auf seinen Bauch. „Irgendeinen Vorteil muss es ja haben.“

Nun schmolte Peter. Auch wenn sie verheiratet waren, musste sie ihn nicht immer wegen seiner Vorliebe für Fastfood aufziehen.

„Er hätte doch einfach ins Haus gehen können, als ihm kalt wurde“, widersprach Wolf der Theorie nach kurzem Grübeln.

„Nicht, wenn er gestürzt war, sich sein Bein im Gatter verklemmt hatte und er womöglich bewusstlos geworden war“, gab Peter zu bedenken.

„Hat denn keiner von euch was gerochen?“, wollte Nadja wissen. „Außer dem Erbrochenen, meine ich.“

„Bittermandel?“, kam es spontan von Peter.

„Alkohol?“, fiel Wolf ein. „Wir waren noch nicht so dicht an ihm dran, weil wir die Szene erst einen Moment lang auf uns wirken lassen wollten, und dann warst du auch schon da.“

„Geht mal näher hin und nehmt ein Näschen“, schlug Nadja vor und sah in zwei zweifelnde Gesichter. „Ist nix Schlimmes.“

Keiner von beiden wollte sich lumpen lassen, also beugten sie sich über Heini und schnüffelten. Zuerst drang nur Schweinemist in ihre Na-

sen und säuerlich der halb verdaute Eintopf gestern, aber es war noch etwas anderes im Hintergrund.

„Der Gestank kommt mir bekannt vor“, grübelte Peter laut, „aber ich komme nicht drauf.“

„Rieche ich Pfefferminze?“, fragte Wolf.

„Richtig!“, sagte Nadja.

„Vielleicht von einem Bollchen“, warf Peter ein, „oder von einem Kaugummi.“

Wolf lachte. „Na, hochwertiges Schweinefutter mit gesunden Kräutern wird er wahrscheinlich nicht in die Tröge geschüttet haben.“

„Hallo? Wir haben Frost!“, erwiderte Peter und tippte sich an die Stirn. „Da wächst so ein gesundes Zeug nicht.“

„Nicht frisch, du Schlaumeier, getrocknet, meine ich.“ Wolf verdrehte die Augen.

Nadja sah sich um und ging zu einem Verschlag, in dem große Säcke gelagert waren. Einer stand offen. Daran schnupperte sie.

„Nee, riecht nicht nach Minze das Futter“, informierte sie die beiden, „und ob er was gelutscht oder gekaut hat, wird mir sein Mageninhalt verrotten, hoffe ich.“

Zum Leidwesen von Wolf und Peter bückte sie sich und versuchte, einen Teil des alten Eintopfs in eine Plastiktüte zu löffeln, aber das war nicht so einfach. Auch er war durchgefroren, sodass sie sich Teile abstecken musste.

„Ist der Veterinär schon verständigt?“, erkundigte sich Nadja anschließend.

„Sicher“, antwortete Wolf, „schließlich ist es höchst merkwürdig, dass es zusätzlich zum Bauern fünf Schweine dahingerafft hat.“

„Vor allem, weil dessen Frau noch lebt“, wandte Peter mit ernster Miene ein. „Einen kollektiven Selbstmord können wir also ausschließen.“

„Du bist doch ein Dämlack“, schimpfte Wolf und knuffte seinen Kollegen in die Seite.

Nadja verdrehte nur die Augen. „Ich will auch eins von den Ferkeln auf dem Tisch haben“, bestimmte sie. „Es ist mir egal, ob ihr es in euerem Kombi vorbeibringt oder ob der Veterinär eins bei mir ablädt.“

Peter lachte. „Lieb, dass du an mich denkst, aber auf diese Schnitzel würde sogar ich verzichten.“

„Ich meine das ernst“, sagte Nadja mit grummelndem Unterton, „denn ich habe ganz andere Möglichkeiten, die Todesursache zu untersuchen.“

Außerdem ist es wohl bekannt, dass das Schwein dem Menschen sehr ähnlich ist.“

„Machen wir“, versprach Wolf. „Ich weiß auch nicht, warum Peter heute Morgen einen Clown gefrühstückt hat. Möglicherweise hat die Kälte sein Hirn geschädigt.“

„Spaßbremsen“, zischte Peter leise. Für ihn hatte es sich bewährt, die Atmosphäre im Angesicht des Todes etwas aufzulockern. Er war halt so und meinte es nicht böse oder pietätlos. Das wussten sie doch.

Nun hieß es warten. Die Proben von Mensch, Tier und Fundort mussten ausgewertet werden. Sicher war nur, dass bei Heinis Ableben irgendetwas nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Doch alles, was normalerweise im Umfeld eines Toten noch untersucht werden konnte, kam hier nicht zum Tragen. Weder der Bauer noch seine Frau besaßen ein Mobiltelefon. Der Hof lag so abgelegen, dass sich seit Tagen überhaupt kein einziges Handy in die entsprechende Funkzelle eingeloggt hatte. Es war auch laut Hedwigs Aussage niemand zu Besuch gekommen. Eine Überprüfung der Konten erbrachte ebenfalls nichts. Alles war wie immer. Nur Heini und seine vierbeinigen Zöglinge waren tot.

Das Weihnachtsfest im Hause Schmöe stand unter keinem guten Stern. Obwohl Nadja alles gegeben hatte, damit Heini noch vor den Feiertagen unter die Erde kam, war eine Beerdigung an Heiligabend nichts Wünschenswertes. Beinahe wie gewohnt waren die Familien eingetroffen, aber es lag keine Fröhlichkeit in der Luft. Die Atmosphäre hatte etwas Bedrückendes. Man hatte die Kinder bei der übrigen Verwandtschaft untergebracht, und so lagen Schnee und Frost bleiern auf Dach und Seele.

Der einzige Vorteil war, dass diesmal niemand bedient wurde. Kein endloses Plätzchenbacken und Kochen für Hedwig, denn sie tat es einfach nicht, und es ging auch. Sie hatte sich ganz in sich zurückgezogen. Notgedrungen waren die Jungen zum Einkaufen gefahren. Was nun an komischem Kram im Kühlschrank stand, interessierte sie nicht. Sie hatte sowieso keinen Hunger, denn sie musste nachdenken. Das Grübeln fand einfach kein Ende. Selbst an Heinis Grab fragte sie sich noch, was wohl geschehen sein musste. Alles war nun sinnlos und leer geworden. Kein Lebenszeichen auf dem Hof, außer ihrem eigenen und dem einiger Mäuse vielleicht. Die Zukunft war düster. Allein konnte sie den Betrieb nicht bewirtschaften, das wusste sie, doch dass ihr der älteste Sohn gleich in



der stillen Nacht einige bunte Prospekte wie ein Geschenk überreichen würde, damit hatte sie nicht gerechnet. Seniorenresidenz ... Das Wort saß wie ein Stachel in ihrem Fleisch.

Hier auf dem Hof war sie geboren worden und aufgewachsen, ebenso wie ihre Mutter und Großmutter zuvor. Freiheit und Zwang hatten sich die Hand gegeben. Das eine bedingte eben das andere. Natur, Frischluft, viel Platz, unterschiedlichste Tiere – all das hatte sie gehabt und damit auch einen Haufen Arbeit. Hätte einer der Söhne das Gut übernommen, wäre alles leicht gewesen. Ein sanfter Übergang und Fortbestand der Landwirtschaft. Doch so hatten Heini und Hedwig die letzten Jahrzehnte alles selbst bewältigen müssen – rund um die Uhr, sieben Tage die Woche, ohne Urlaub oder Ruhestand. Nichtsdestotrotz war es ein Leben, das sie nicht missen wollte, und nun sollte sie in ein einziges kleines Zimmer, in einem Heim, also quasi in die Box eines Stalls mit anderen Alten, gesperrt werden. Diese Vorstellung machte ihr Angst. Es nahm ihr die Luft zum Atmen. Sie dachte an ihre Oma und an das verbotene Glas mit den Wurzeln. Aber was sollte aus dem Gehöft werden? Für Hedwig war es weit mehr als ein Familienerbe.

Der Heilige Abend ging vorbei. Schon am nächsten Morgen verabschiedeten sich die Söhne und Schwiegertöchter. Man müsse zurück zu den Kindern, hieß es, und sie solle sich die Sache mit der Residenz ruhig mal durch den Kopf gehen lassen. Doch das war das Letzte, was Hedwig tun würde.

In der Nacht zum zweiten Weihnachtsfeiertag klarte es auf. Die Temperaturen rutschten in den zweistelligen Minusbereich. Hedwig konnte nicht schlafen, obwohl sie sich vor Stunden auch noch Heinis Decke geholt hatte. Gegen vier Uhr entschloss sie sich, in die Küche zu gehen und den alten Herd zu entfachen.

Auch die Kommissare Hetzer und Kruse schliefen schlecht. Jemandem an Weihnachten mitteilen zu müssen, dass der Ehemann wahrscheinlich ermordet worden war, brachte keine Nachtruhe, aber es ließ sich nicht länger aufschieben. Der gesamte Hof musste endlich untersucht werden.

Hedwig, die nun erst am frühen Morgen auf der Küchenbank in einen tiefen Schlaf gefallen war, schreckte hoch, als es an der Tür klingelte. Noch leicht benommen erkannte sie die beiden Kommissare durch das Glas und öffnete.

„Guten Morgen und frohe Weihnachten“, begann Hauptkommissar Wolf Hetzer behutsam, „dürfen wir reinkommen?“

„Selbstverständlich“, erwiderte Hedwig und ging voran in die Küche. „Möchten Sie einen Kaffee?“

„Gern“, sagte Peter, um etwas Zeit zu schinden.

Die Bäuerin setzte Wasser auf. Behagliche Wärme lag im Raum. Hetzer und Kruse nahmen in der Eckbank Platz und fühlten, wie sie langsam auftauten. Draußen war es wirklich lausig kalt, beinahe unerträglich. Genauso wie das, was sie zu sagen hatten.

Während Hedwig den Ermittlern Kaffee in der alten Kanne von Tante Frieda aufgoss, fiel ihr auf, dass sie schon seit dem Morgen von Heinis Tod keinen Muckefuck mehr getrunken hatte. Lähmende Leere hatte sie sich selbst und ihre Bedürfnisse vergessen lassen. Dabei war das ein Relikt, ein Ritual aus alten, mageren Zeiten, das sie beibehalten hatte, weil sie kein Koffein vertrug. Mehr aus Gründen der Gastfreundlichkeit, damit die Herren nicht allein vor ihren Tassen sitzen mussten, schüttete sie das restliche Pulver aus der Dose in einen geblühten Henkelbecher, brühte sich den Kaffeeersatz aus Getreide auf und gab großzügig Milch hinzu. Zögerlich setzte sie sich zu den Männern.

Einen Moment lang herrschte Stille. Nur das Feuer knisterte. Dann fasste sich Hetzer ein Herz und tat das Unvermeidliche kund.

„Frau Schmöe, wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass Ihr Mann keines natürlichen Todes gestorben ist“, bedauerte er.

Schweigen.

Es schien fast so, als hätten seine Worte sie nicht erreicht. Hedwig trank einen großen Schluck aus ihrer Tasse und sagte noch immer nichts.

„Haben Sie verstanden, was mein Kollege ...?“

Ein Nicken unterbrach Peters Versuch, zu ihr durchzudringen. Sie hatte begriffen und war wohl noch nicht in der Lage, sich zu äußern. Wie an einem Rettungsanker hielt sich Hedwig an ihrer Tasse fest. Dann trank sie erneut, ohne sich zu erklären.

Wolf legte nach. „Man hat ihn vergiftet“, erklärte er ihr. „Wissen Sie, ob er mit jemandem Streit gehabt hat?“

Hedwig holte tief Luft und schüttelte den Kopf. Sie hatte eine Ahnung. Sämtliches Blut war aus ihrem Gesicht gewichen. Auf ihrer Stirn bildeten sich Schweißperlen.

Hetzer und Kruse, die die Bauersfrau genau beobachteten, waren verwirrt. Sie konnten sich keinen Reim auf ihre Reaktion machen. Es sei denn, die Alte hatte ihren Ollen selbst um die Ecke gebracht.

„Womit?“, fragte sie endlich, nachdem sie den Muckefuck ausgetrunken hatte.

„Rattengift“, log Peter und meinte eine tiefe Erleichterung in Hedwigs Blick zu entdecken.

Wolf Hetzer stieß ihn unter dem Tisch an, hielt sich aber zurück.

„Haben Sie Rattengift im Haus?“, erkundigte sich Peter.

„Nein, das brauchen wir nicht. Es gibt genug Katzen“, erklärte Hedwig. Sie fröstelte jetzt trotz des Feuers und legte ein paar Scheite nach. Das Atmen fiel ihr schwer. „Das einzige Gift, was wir haben, ist Jahrzehnte alt und bestimmt längst unbrauchbar.“ Sie holte tief Luft. „Meine Großmutter bewahrte es in einem Glas auf, für alle Fälle.“

„Was heißt das ‚für alle Fälle‘?“, wollte Wolf wissen.

„Sie können sich sicher vorstellen, was Soldaten im Krieg mit Frauen und Mädchen machen?“, gab Hedwig zu bedenken. „Oder bei Plünderungen mit den Menschen, die auf dem Hof leben. Oma Erna hatte die Wurzeln des Eisenhutes getrocknet und sie in einem Glas auf den obersten Balken im Dachstuhl gestellt, damit niemand aus Versehen ...“ Sie hustete und griff sich an den Magen.

„Was haben Sie?“, erkundigte sich Peter besorgt. Die Frau war jetzt wirklich kaltschweißig und krümmte sich.

„Mir ist nicht gut“, stammelte Hedwig. „Bitte entschuldigen Sie. Bin gleich wieder da.“

Mit diesen Worten schlurfte sie auf ihren Puschen in den Flur hinaus. Dann hörten die Kommissare eine Tür klappen.

„Das mit dem Mord muss sie jetzt doch mächtig mitgenommen haben“, stellte Wolf Hetzer besorgt fest. „Ich dachte erst, sie erträgt es ganz gefasst.“

„Gib ihr einen Moment“, bat Peter. „Wenn sie sich dann nicht besser fühlt, sollten wir vielleicht den Arzt anrufen, damit sie noch mal eine Beruhigungsspritze bekommt.“

„Würde mich interessieren, ob das Glas da oben noch steht“, sagte Wolf, „und ob sie selbst was mit dem Tod ihres Mannes zu tun hat.“

„Glaub ich nicht“, antwortete Peter. „Sie hat das mit dem Rattengift sofort gefressen. Es sah sogar so aus, als ob sie darüber froh war.“

„Ja, den Eindruck hatte ich auch, aber es erschließt sich mir nicht, wieso jemand darüber beruhigt oder erleichtert sein sollte, dass es dieses anstatt eines anderen Giftes gewesen ist“, gab Wolf zu bedenken und trank einen Schluck Kaffee. „Es sei denn, sie hat befürchtet, dass er sich selbst umgebracht hat.“

„Keine Ahnung“, erwiderte Peter. „Versteh einer die Frauen! Tot ist schließlich tot. Aber dann ist es ja gut, dass sie nun wenigstens denkt, dass es ein anderer war.“

Jeder hing seinen Gedanken nach. Irgendwann sah Wolf auf die Uhr.

„Schon zehn Minuten“, sagte er. „Wir sollten nach ihr sehen. Nicht dass sie Hilfe braucht.“

Die Kommissare standen von ihrem warmen Platz auf und gingen in den Flur. Dort riefen sie nach Hedwig Schmöe, aber es kam keine Reaktion.

„Die wird doch nicht abgehauen sein?“, überlegte Peter laut. „Am Ende hat sie ihren Mann doch auf dem Gewissen und wir Dösbaddel sind ihr auf den Leim gegangen.“

„Wo sollte sie denn hin?“, fragte Wolf und schüttelte vehement den Kopf. „Eine Seniorin, allein und im Dauerfrost.“

„Frau Schmöe!“, rief Peter. „Bitte antworten Sie!“

Nichts.

Nach und nach öffneten sie sämtliche Türen im Flur und sahen in die einzelnen Räume. Eine weiter hinten war verschlossen. Die traten sie ein und fanden Hedwig, in ihrem Erbrochenen liegend. Sofort tasteten sie nach dem Puls, aber die Frau war tot.

„Wie kann denn das sein?“, kam es erschüttert von Wolf, während Peter den Notruf wählte.

Es dauerte eine Weile, bis Hilfe eintraf, aber selbst wenn es schneller gegangen wäre, hätte man Hedwig nicht mehr helfen können. Fast parallel mit dem Notarzt war auch die Rechtsmedizinerin Doktor Nadja Serafin eingetroffen. Peter hatte sie verständigt. Beide Mediziner waren sich einig. Das hier sah schwer nach einer massiven Vergiftung aus. Nur womit? Und wieso gerade jetzt direkt vor den Augen der Kommissare?

Man grübelte über diesen merkwürdigen Umstand.

„Mensch, das komische Zeug, woraus sie sich so einen löslichen Kaffee gemacht hat“, fiel Peter plötzlich ein. „Das könnte es gewesen sein.“

„Stimmt, sie hat was anderes getrunken als wir“, bestätigte Wolf.

„Glaubst du, sie wollte sich was antun?“, erkundigte sich Peter.

„So wirkte sie nicht“, antwortete Wolf. „Ältere Menschen wie diese Bauersfrau bringen normalerweise erst ihre Sachen in Ordnung und scheiden dann still und leise aus dem Leben.“

„Das stimmt“, sagte der Notarzt, „da sind dann die Betten gemacht, und das Geschirr ist abgewaschen.“



„Ich glaube auch eher, dass sie von ihrem Zustand überrascht worden ist“, tat Nadja ihre Meinung kund. „Das war kein schönes Ende. Luftnot und schreckliche Krämpfe wird sie gehabt haben. Dazu Durchfall und Erbrechen. Man sieht es ihr noch an, das grenzenlose Entsetzen in ihrem Gesicht. Hätte man nicht für sich selbst einen sanfteren Freitod gewählt?“

„Handelt es sich denn um dasselbe Gift, das auch ihren Mann umgebracht hat?“, wollte Wolf wissen.

„Sehr gut möglich vom ersten Eindruck her. Ich muss das natürlich erst überprüfen“, erwiderte Nadja, „aber nach euren Beschreibungen ist es ja wohl irre schnell gegangen. Eisenhut gehört zu den gefährlichsten Pflanzen überhaupt. In Europa gibt es nichts Giftigeres. Schon das Berühren der Blätter kann zu Beeinträchtigungen der Haut führen. Zwei Gramm der Wurzel sind eine tödliche Dosis des Aconitums. Das Fatale ist, dass der Eisenhut sowohl in der Natur vorkommt, als auch in manchen Gärten zu finden ist. Ein leicht zu beschaffendes Gift also! Allerdings ist die Wirkung so fürchterlich, dass man es in Kenntnis der Folgen nicht freiwillig zu sich nehmen würde.“

„Aha“, sagte Peter interessiert. „Es gäbe also bessere Methoden, sich selbst das Licht auszublenden?“

„Auf jeden Fall“, erklärte Nadja, „denn man kriegt bei einer Vergiftung mit Aconitum bis zum Schluss alles ganz genau mit. Kein gnädiges Dahindämmern oder so. Es ist natürlich die Frage, ob das dem Verwender überhaupt bekannt ist.“

„Schrecklich“, sagte Wolf. „Das kann man selbst nicht wollen und nicht mal seinem schlimmsten Feind wünschen. Mich würde aber nun interessieren, was hier auf dem Hof vor sich gegangen ist.“

„Die zeitliche Reihenfolge ist doch klar“, erinnerte Nadja die beiden Kommissare. „Und ich weiß jetzt auch, wie das Gift in den Körper des Bauern gekommen ist.“

„Na, da bin ich aber gespannt“, sagte Peter.

„Okay, aber lasst uns bitte in die warme Küche gehen“, bat Nadja, die trotz Jacke fror.

Wolf und Peter stimmten nur zu gerne zu. Geheizt wurde wohl nur in dem einen Herd, so wie es früher üblich war.

„Schieß los“, forderte Wolf die Rechtsmedizinerin auf.

„Kautabak“, warf Nadja in den Raum. „Bauer Heini kaute so ein grässliches Zeug, angereichert mit Minzgeschmack. Das war auch das, was wir

am Fundort gerochen haben. Darin muss sich der Eisenhut befunden haben. Ich tippe auf die zerkleinerte Wurzel des Krauts. Er muss so viel hochkonzentriertes Gift aufgenommen haben, dass es sogar noch dazu gereicht hat, die Ferkel zu vergiften, weil sie sein Bein gefressen hatten. Wahnsinn, sage ich euch. Das hatte er aber wahrscheinlich nicht beabsichtigt. Ich schätze, sein Fuß ist beim Krampfen zwischen die Metallstangen geraten.“

Wolf war verblüfft, doch Peter fiel in diesem Moment das Glas wieder ein, von dem Hedwig gesprochen hatte.

„Bin gleich wieder da“, versprach er.

„Es geht dir doch gut?“, rief Wolf ihm besorgt hinterher.

„Klar!“, hörten sie noch und wie jemand eine Treppe hinaufstieg.

Wolf grinste. „Ich ahne, was er vorhat. Hedwig Schmöe sprach vorhin von einem Giftdepot ihrer Großmutter, aber ich nehme mal an, dass das nach etlichen Jahrzehnten nichts mehr anrichten könnte oder vielleicht gar nicht mehr vorhanden ist. Sie hatte wohl getrocknete Eisenhutwurzeln in einem Glas aufbewahrt.“

Nadja machte große Augen. „Da täuschst du dich aber, wenn du glaubst, die Wirkung würde nachlassen. Es könnte durchaus sein, dass die alten Knollen verwendet worden sind.“

Kurze Zeit später kam Peter triumphierend mit einem alten Apothekerglas um die Ecke. Es war braun und hatte einen Aufkleber mit Totenkopf.

„Das ist deutlich“, sagte Wolf. „Aus Versehen geht da niemand bei.“

„Finger weg! Wehe, du machst das auf“, schimpfte Nadja, die sah, dass Peter sich gerade anschickte, den Deckel zu lupfen.

Doch der grinste. „Ist leer, nix mehr drin, nur irgendein Blatt Papier“, versuchte er seine Frau zu beruhigen, aber da hatte sie ihm schon den Behälter aus der Hand gerissen.

„Du willst doch wohl nicht den Staub einatmen, oder?“, sagte sie drohend.

„So schlimm wird das ja nun auch nicht sein“, schmolte Peter Kruse.

Dass Nadja anderer Ansicht zu sein schien, war deutlich zu erkennen, als sie sich den Mundschutz aufsetzte, ein paar Latexhandschuhe überzog und zur Spüle ging. Erst dort zog sie den Zettel mit spitzen Fingern aus dem Glas.

„Lies vor!“, bat Wolf ungeduldig.

Nadja staunte. „Das ist ein Testament, wenn auch ein ungewöhnliches. Hier steht:

Mein letzter Wille! Wir sind nun tot. Besser als im Heim zu vegetieren. Ihr wolltet den Hof nicht, also begnügt euch mit dem Pflichtteil. Die andere Hälfte schenke ich demjenigen, der ihn weiterführen will. Eure Mutter weiß von all dem nichts. Also behaltet sie in liebevoller Erinnerung. Euer Vater.“

„Krass“, sagte Peter nur. „Dann muss er ...“

„Wenn er es denn tatsächlich selbst verfasst hat“, gab Wolf zu bedenken.

„Die Wurzel könnte jeder irgendwo hineingemischt haben“, wandte Nadja ein und ließ das Blatt wieder ins Glas fallen. „Wir werden herausfinden, ob da Fremd-DNA dran ist.“

„Ich denke, das Ganze macht so keinen Sinn“, grübelte Wolf laut.

„Warum?“, fragte Peter.

„Ganz einfach“, antwortete Wolf. „Es geht um den Zeitpunkt des Todes. Seine Frau starb nach ihm. Das Testament ist aber so verfasst worden, als ob sie vor ihm aus dem Leben gegangen und er der letzte Erblasser wäre.“

Nadja nickte, aber Peter verstand nur Bahnhof.

„Nach regulärer Erbfolge hätte meiner Meinung nach Hedwig Schmöe die Hälfte des Hofes bekommen und beide Kinder jeweils ein Viertel“, wusste die Rechtsmedizinerin. „Ebenso verhielte es sich umgekehrt. Wir wissen, dass Heinrich zuerst tot war. Er enterbt mit dem Testament also seine Söhne – sie bekommen nur ein Achtel – und schenkt seiner Frau, die ja den Hof weiterführt, das andere Viertel.“

„Stimmt genau“, hakte Wolf ein. „Aber die bekommen den Rest dann eh, weil sie von ihrer Mutter zu gleichen Teilen erben.“


„Vielleicht wusste er das nicht“, wandte Peter ein. „Oder er hat gedacht, dass seine Frau vor ihm sterben würde.“

„So ein Humbug! Mensch, da informiere ich mich doch vorher, glaubst du nicht?“, ärgerte sich Nadja. „Vor allem, wenn ich einen erweiterten Selbstmord plane. Wer hätte sich denn um die Ferkel kümmern sollen, wenn sie das Bein nicht gefressen hätten und Hedwig schon tot war?“

„Den Satz mit dem Altersheim im Testament habe ich auch nicht verstanden“, warf Wolf in den Raum. „Wollten die Kinder, dass die beiden dort hingehen?“

„Da hinten liegt eine Mappe“, wusste Peter. „Irgendwie Infomaterial von einer Seniorenresidenz.“

„Gib mir das auch mal wegen der DNA mit“, bat Nadja. „Dann haben wir vielleicht was für einen Abgleich.“

„Im Stall lag auch so was rum“, erinnerte sich Peter. „Allerdings  einmal durchgerissen in einer Mülltonne.“

„Verstehe“, sagte Wolf. „Dann wollten die Söhne ihre Eltern wohl gerne dort unterbringen.“

Peter seufzte. „Es geht immer um Kohle. Omma und Oppa ins Heim stecken, Immobilie verscherbeln und schön aufteilen. Schon ist man saniert!“

„Tja, und wenn das nicht klappt, bringt man sie eben um die Ecke“, fügte Nadja hinzu.



Wie recht sie damit hatte, glaubte sie zu diesem Zeitpunkt selbst noch nicht. Hatte es zunächst auch so ausgesehen, als ob Heini sich und seine Hedwig vor dem Heim hatte bewahren wollen, so sprachen die Spuren später von etwas ganz anderem.



Dabei hatte Manfred wirklich an alles gedacht – zumindest fast. Er war vorsichtig vorgegangen, hatte Apothekerglas und Kautabakdose abgewischt. Sogar das Kunststoffgefäß des Caro-Kaffees war nicht vergessen worden. Selbst auf dem falschen Testament hatte er keine Fingerabdrücke hinterlassen und die Krakelschrift seines Vaters gut imitiert. Ja, er war so von seiner Genialität überzeugt gewesen, dass er bei seiner Vorbereitung einen fatalen Fehler übersah. Er hätte seine Handschuhe nicht im Hausmüll entsorgen sollen, denn der Winter hatte die Wege unpassierbar gemacht. Wurde die schwarze Tonne sonst auch alle vier Wochen geleert, waren nun schon acht ins Land gegangen. Und so fand die Spurensicherung das hautfarbene Paar, dem außen noch Fragmente der Eisenwurzel anhafteten, und – was viel schwerer wog – innen Hautpartikel des Sohnes.



Tja, so kann es kommen: Heini, der kaum jemals etwas gesagt hatte, war also endgültig zum Schweigen gebracht worden, doch er hatte auf wunderbare Weise durch seine Schweine gesprochen und damit zur Aufklärung des Doppelmordes beigetragen.





Eiszeit



Was für ein frostiger zweiter Weihnachtsmorgen! Noch schien der Mond auf die eisige Fläche des Sees und ließ die Schneekristalle silbern funkeln. Steinhude und Mardorf lagen im Winterschlummer. Über Nacht hatte es geschneit. Nur äußerst zart deutete sich die Dämmerung im Osten an, aber niemand, der über die Feiertage frei hatte und ganz bei Trost war, verließ jetzt das warme Bett freiwillig. Es sei denn, er hatte was Heimliches vor.

Es war also wunderbar friedlich, als sich Justus und Jakob zum Eisangeln auf das Steinhuder Meer begaben. Es geschah nicht allzu oft, doch gelegentlich kam es vor, dass der große Binnensee komplett mit einer dicken Eisschicht überzogen war. Dann konnte man zu Fuß zur Insel Wilhelmstein gehen. Die beiden Brüder erinnerten sich daran, dass ihr Großvater damals sogar mit seinem Käfer über die gefrorene Fläche gefahren war. So etwas war heute wahrscheinlich nicht mehr erlaubt. Grund für die vergleichsweise schnelle Tragfähigkeit des Eises war die geringe Tiefe des Gewässers, die durchschnittlich weniger als anderthalb Meter betrug. Es gab nur wenige Stellen, die knapp drei Meter maßen.

Für nächtliche Fischräuber, die weder einen Angelschein noch Ahnung vom Metier hatten, war das eine beruhigende Sache. Immerhin konnte man stehen, falls man einbrechen sollte. Die jungen Männer waren auf fetten Aal aus, doch der schlief zu dieser Jahreszeit seelenruhig unter den moorigen Wiesen und aß rein gar nichts – auch keinen Köder. Er hielt bis zum Frühling Winterschlaf. Wer konnte das schon ahnen?

Im Grunde genommen ging es Justus und Jakob auch gar nicht darum, mit einer ordentlichen Beute nach Hause zu kommen. Die Sache an sich war spannend, egal was und wie viel man fing. Mit einer gehörigen Portion Nervenkitzel, Mehlwürmern, Nylonschnüren und Haken schlichen sie über das Eis von Mardorf aus. Damit sie nicht vom Ufer aus zu sehen waren, hatten sie sich mit ihrem Spaten und der Angelausrüstung bis fast zur Seemitte gewagt.

In der Nähe eines kleinen Reisighaufens, der aus dem Neuschnee ragte und – wie auch immer – dorthin geweht worden war, hielten sie an.

„Ich bin froh, dass du mir das mit Anna verziehen hast“, sagte Jakob und knuffte seinen Bruder in die Seite.

„Hauptsache, ihr werdet glücklich“, gab Justus mit einem Grinsen zurück. „Man kann eben nix erzwingen.“

„Du wirst schon auch noch die Passende finden“, sprach Jakob ihm Mut zu. „Die Sache mit dem Wintercamping am Steinhuder Meer war auf jeden Fall eine echt gute Idee. So eine kleine Männerauszeit ist schon was Feines, und in unserem Fall hat sie dazu geführt, dass wir uns ausgesprochen und wieder vertragen haben. Ich danke dir, dass du das vorgeschlagen hast.“

„Obwohl Anna im ersten Moment sauer war, weil du sie an Weihnachten allein gelassen hast?“, wollte Justus wissen.

„Ja. Es war mir wichtig, mit dir wieder ins Reine zu kommen“, erklärte ihm der Bruder. „Schließlich will ich nicht mein Leben lang mit dir verkracht sein.“

„Okay, na dann wollen wir mal ein Loch ins Eis hauen“, schlug Jakob vor und holte mit dem Spaten aus.

Doch die starre Masse war widerspenstiger als gedacht. Mit ein paar Hieben sprengte er nur kleine Stücke aus der Oberfläche und kam kaum in die Tiefe, aber wenigstens wurde ihm wärmer.

Justus sah eine Weile zu und schmunzelte bereits innerlich. Sein älterer Bruder war immer der schwächigere von ihnen beiden gewesen. Drahtig zwar, aber eher an schöngestigen Dingen interessiert, während er selbst auch zusätzlich noch Sport trieb und manche Stunde im Fitnessstudio verbrachte.

„Gib mal her“, sagte er, als er nicht mehr mit ansehen konnte, wie Jakob sich abmühte, ohne wirklich voranzukommen.

„Wie du meinst“, erwiderte Jakob schnaufend. „Ist ganz schön anstrengend.“

„Du musst auch mal was für deinen Körper tun und nicht nur für deine Birne“, schoss es aus ihm heraus, aber Justus bereute es, noch während er den Satz aussprach, weil er an Anna denken musste.

Gerade hatte er sich wieder so gut mit Jakob vertragen, da war es nicht fair, dem Älteren seine Schwächen aufzuzeigen. Verlegen stach er auf die harte, frostige Masse ein. Zehn Zentimeter war er jetzt bestimmt schon tief. Wahnsinn, wie dick das Eis war! Und dabei hatte er in letzter Zeit

wirklich viel trainiert, aber selbst er konnte nur stückweise vorankommen. Das wurmte ihn. Er stach noch fester zu. Im Kreis umrundete er nach und nach das zukünftige Angelloch, doch da knirschte es plötzlich verdächtig; und bevor er überhaupt begriff, was ihm das Geräusch sagen wollte, brach er unvermittelt ein. Ein Schock! Die Kälte des Wassers raubte ihm den Atem, noch während sich die Kleidung vollsog und ihn unter Wasser ziehen wollte. Justus zappelte wie ein Fisch auf dem Trockenen.

„Ja, stell dich doch einfach hin!“, schrie Jakob ihm zu. „Du kannst hier stehen. Das Wasser ist nicht tief.“

Aber der Versuch schlug fehl. Fast wäre Justus dabei unter das Eis geraten. Panik ergriff ihn.

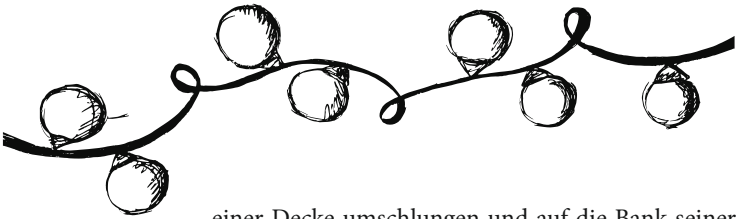
Scheiße, dachte Jakob, wenn sie wenigstens eine Angelrute dabeigehabt hätten. Nun musste er versuchen, seinen Bruder so herauszuziehen. Vorsichtig legte er sich auf die frostige Oberfläche, die nun durch das spritzende und sofort gefrierende Wasser ganz glatt geworden war, und robbte näher. Der Jüngere versuchte krampfhaft, sich festzuhalten, doch jedes Mal rutschte er ab.

„Nimm meine Hand“, rief Jakob verzweifelt. Zu nah wollte er nicht an die Stelle heran, um nicht auch noch einzubrechen. „Um Himmels willen, versuch doch auf dem Boden Fuß zu fassen!“, flehte er den Bruder an. Er sah, wie dessen Kräfte langsam schwanden. Selbst die trainierten Muskeln versagten nun ihren Dienst. Er konnte Justus' Hand nur einmal kurz erwischen, doch kaum dass er danach griff, glitschte sie ihm wieder aus den Fingern. Verzweifelt und ohnmächtig musste er mit ansehen, wie sein Bruder unter das Eis trieb. Seine Haut schimmerte noch einen winzigen Moment am Rand des Lochs hervor, dann war darin alles schwarz. Ein Schandfleck im grenzenlosen Weiß des Sees.

Jakob schrie, aber er war zu weit weg von allem und musste zum Ufer laufen. Seine Beine wollten ihn auch nicht richtig tragen. Er stolperte mehr oder weniger voran und erreichte erst nach einer gefühlten Ewigkeit wieder festen Boden unter den Füßen.

Auf dem Campingplatz brüllte er um Hilfe, doch es dauerte, bis sich einer der wenigen Reisenden aus dem Bett quälte und seine Tür einen Spalt weit öffnete. Danach konnte sich Jakob an nichts mehr erinnern.

Peter Kruse hatte dem wirren Gefasel zumindest entnehmen können, dass es einen Unfall auf dem See gegeben hatte, bei dem jemand unter Wasser geraten war. Also tat er in seiner Freizeit das, was er sonst auch im Dienst getan hätte. Er rief die 112 an. Den halbnassen Kerl hatte er mit



einer Decke umschlungen und auf die Bank seiner Halbdinette gesetzt. Dort war er in sich zusammengesackt. Kruses Frau Nadja Serafin verfolgte den Anruf zunächst im Halbschlaf, war dann aber sofort hellwach und sprang aus dem Bett. Es hatte sich auch heute wieder bewährt, dass sie im Jogginganzug schliefen.

Als sie den durchgefrorenen Mann sah, holte sie die Wärmefolie aus dem Verbandskasten des Kastenwagens und wickelte sie noch um die Decke herum. Dann stellte sie die Heizung im Fahrzeug etwas stärker ein. Sobald sich die Temperatur erhöht hatte, wollte sie ihn bitten, die Jacke auszuziehen. Er schien total verstört zu sein. Momentan machte es keinen Sinn, mit irgendwelchen Fragen in ihn zu dringen.

„Die Enten werden gleich hier sein“, flüsterte Oberkommissar Peter Kruse seiner Frau zu und meinte damit insgeheim die Wasserschutzpolizei. „Allerdings können sie auf diesem Tümpel wenig ausrichten, solange der im Frost erstarrt ist. Einer von denen ist Eissegler. Das THW will auch kommen. Mal sehen, ob sie den Eingebrochenen finden.“

„Ah“, seufzte die Rechtsmedizinerin leise, „sie sind zu mehreren gewesen. Das ist ja schrecklich. Er steht ganz neben sich.“

„Wohl zu zweit“, wusste Peter noch. „Es nützt aber nichts. Ich würde den Mann auch gerne schonen, aber wir brauchen dringend mehr Informationen, bis die anderen hier sind.“

Nadja nickte.

Während Peter am Kühlschrank vorbeiging und sich eine Bulette in den Mund steckte, war sie schon nach vorne gegangen und hatte auf dem Fahrersitz Platz genommen, der wie der des Beifahrers zum Innenraum gedreht war.

„Möchten Sie einen heißen Tee oder Kaffee, Herr ...?“, erkundigte sich Nadja.

„Körper, Jakob Körper“, kam es teilnahmslos aus dessen Mund. Dann schüttelte er den Kopf.

Peter hatte aufgekauert und setzte sich dazu.

„Habe ich das richtig verstanden, dass Sie nicht allein dort auf dem See waren?“

„Mit meinem ... Bruder“, erklärte Körber stockend. „Er ist weg.“ Tränen liefen über sein Gesicht.

„Ich nehme mal an, er ist nicht weggelaufen, zu einer anderen Uferseite, oder?“, fragte Nadja sanft.

„Nein, das Eis ... es ist ... wir wollten angeln, da ist er ...“, stammelte Körber.

„Eingebrochen?“, hakte Peter nach.

Jakob Körber nickte. Er war ein Bild des Jammers.

„Ich konnte ihn nicht ...“, kam es gepresst aus seinem Mund.

„Ist er unter das Eis geraten?“, erkundigte sich Nadja vorsichtig.

„Ja“, schluchzte Körber und hielt sich die Hände vors Gesicht.

Von ferne hörten sie Blaulicht und Martinshorn.

„Wir werden Sie brauchen, um die Stelle zu finden“, sagte Peter entschlossen. „Leider kann ich es Ihnen nicht ersparen, noch mal mit da rauszukommen. Ich gebe Ihnen eine Jacke von mir. Dann wird es gehen, denke ich.“

„Wenn wir Ihren Bruder jetzt schnell finden, könnte er noch eine Chance haben“, versuchte die Rechtsmedizinerin dem Mann Hoffnung zu machen.

Doch Körber wirkte mutlos, als er in Peters viel zu große Jacke schlüpfte und kurze Zeit später das Wohnmobil verließ.

Nadja atmete ein wenig auf, während sich die Tür im Soft-Close-Modus leise schloss. Die Situation war bedrückend gewesen. Nachdenklich setzte sie Teewasser auf. Vielleicht würde etwas Wärme von innen gut tun.

Durch das Fenster sah sie, dass eine Gruppe von Helfern das Eis bereits betreten hatte und sich in Richtung Mitte aufmachte. Nur der Eissegler war noch am Ufer. Er brauchte wohl einige Zeit, um sein Gefährt flottzumachen.

Mit einem Seufzer setzte sich Doktor Nadja Serafin an den Tisch und wartete auf das Pfeifen des Kessels.

Draußen auf der glitzernden Fläche kam man nicht gut voran, obwohl es geschneit hatte. Die Glätte darunter machte das Gehen mühsam, und Körber schien die Orientierung verloren zu haben. Peter hatte den Eindruck, ziellos umherzuirren, bis plötzlich dessen Stimme laut in sein Ohr schrillte.

„Ich glaube, da hinten ist es!“

Zuerst sahen sie nur einen Haufen Reisig, wie auch immer der da hingekommen sein musste, doch beim Näherkommen fiel ihnen der Spaten ins Auge, der halb im Schnee steckte.

„Halt!“, riefen einer vom THW und von der Wasserschutzpolizei gleichzeitig, denn niemand wusste genau, wo das Loch sein mochte und wie groß es war. Nur mit langen Stangen tastete man sich jetzt vorwärts. Ein Beamter schoss Fotos. Weiter hinten kam ein Schneemobil auf sie zu. Auch der Segler kreuzte gegen den Wind und würde in Kürze bei ihnen sein.

„Äh, welchen Durchmesser hat denn die Stelle, die Sie zum Eisangeln aufgehackt haben?“, fragte Peter Kruse.

„Dreißig ungefähr“, berichtete Körber und zeigte den Umfang mit seinen Armen.

„Aber da passt doch keiner durch“, wunderte sich Peter.

„Hier ist es!“, rief einer der Beamten. „Vorsicht, nicht näher kommen!“ Mit dem Spaten stocherte er und versuchte den Bereich auszumachen, in dem die gefrorene Fläche noch trug.

„Hatte Ihr Bruder eventuell eine auffällige Jacke an?“, wurde Körber gefragt, doch der schüttelte den Kopf.

„Wir wollten nicht erwischt werden“, gab er zu.

Der Taucher, der vom Schneemobil gestiegen war und nun langsam wie ein Pinguin auf die Gruppe zuwatschelte, wurde von seinem Kollegen eingewiesen. Man sicherte ihn durch ein Seil, bevor er sich auf den Rand des Eisloches setzte, das viel größer war als von Jakob Körber beschrieben.

„Ey, das sind aber locker 60 Zentimeter“, sprach Peter ihn nochmals an.

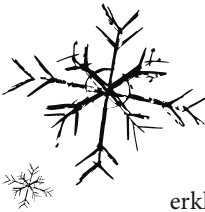
„Dann muss da wohl zusätzlich was abgebrochen sein“, fiel dem Bruder des Vermissten als Erklärung ein.

„Und ich dachte, in diesem moorigen Tümpel kann man stehen“, seufzte Kruse, der beinahe zwei Meter maß.

„Meistens schon“, erklärte einer von der Wasserschutzpolizei, „aber hier verlaufen Gräben. Da können es dann auch schon mal knapp drei Meter anstatt anderthalb werden.“

Auf ein Zeichen hin ließ sich der Mann im Neoprenanzug ins kalte Wasser gleiten und war augenblicklich nicht mehr zu sehen.

„Ziemlich trüb und morastig“, sagte Kommissar Martin Siebrecht von der Wasserschutzpolizei. „Schwer, jemanden in dieser Suppe zu finden.“



Er sollte recht behalten. Nach gut einer Viertelstunde erschien der Taucher wieder im Eisloch, spuckte sein Mundstück aus und atmete einmal tief durch.

„Keine Chance, da in Reichweite etwas zu finden“, erklärte er. „Ich habe alles kreisförmig bis zum Seilende abgesucht. Schätze, der Mann wird abgetrieben sein. Wir müssen das Tauwetter abwarten.“

Jakob Körber versank noch mehr in seiner zu großen Jacke.

„Wie soll ich das seiner Verlobten erklären. Sie haben sich erst zu Heiligabend ...“ Er schluchzte.

„Es wäre vielleicht besser, wenn ihn nun jemand an Land bringt“, bat Peter Kruse und setzte auf die Beamtin, die Körber gerade die Schulter tätschelte.

Sicher würde am Ufer längst jemand Professionelles warten, der sich mit psychischen Ausnahmesituationen auskannte und helfen konnte.

„Ich nehm ihn auf dem Schneemobil mit“, versprach der Taucher, der seine Montur aus Neopren anließ und schnell einen Overall überzog. Flaschen, Brille und Flossen würde er den Kollegen überlassen. Dann düste er mit Jakob Körber los.

Oberkommissar Peter Kruse sah den beiden nach und hatte ein komisches Gefühl. Intuition war der Warnruf der Lebenserfahrung. Hier stimmte irgendetwas nicht, raunte es in ihm. Also beschloss er, noch einmal etwas genauer hinzusehen. Was erschien ihm merkwürdig an diesem Ort? Glücklicherweise war es inzwischen hell genug geworden. Sogar die Sonne schien auf das Eis, als ob sie nicht ahnte, dass sich darunter eine Leiche befand. Denn davon mussten sie nun ausgehen. Mittlerweile war so viel Zeit vergangen, dass es keine Rettung mehr geben konnte, selbst bei günstigsten Schätzungen nicht. Justus Körber war tot.

„Wollen wir dann auch?“, fragte Kommissar Siebrecht und riss Peter aus seinen Gedanken.

„Eigentlich würde ich mich gerne noch ein bisschen umschauchen“, erwiderte Peter zögerlich. Er wollte dem Kollegen von den Enten nicht ins Handwerk pfuschen. Aber wenn der jetzt hellhörig wurde, schadete es ja nichts.

Siebrecht sah ihn verdutzt an.

„Ein bedauerlicher Unfall zweier junger Brüder, von denen einer leider nicht überlebt hat. Was gibt es da noch zu sehen?“, erkundigte er sich.

„Spuren?“ kam es leicht sarkastisch von Peter. „Ich meine, falls es kein Unfall war.“

Martin Siebrecht lachte. „Auf dem Eis, nachdem wir alle hier herumgetrampelt sind? Für mich klang die Geschichte schlüssig, die der Körper erzählt hat.“

„Sicher“, antwortete Peter. „Wenn ich einen Mord genau plane und ausführe, sind meine Erklärungen hinterher auf jeden Fall schlüssig. Es sei denn, ich mache einen Fehler.“

„Mord?!“ Siebrecht fand, dass der Kerl aus Bückeberg eine sehr lebhaft-fantastische Fantasie hatte. „Wir wollen doch mal die Kirche im Dorf lassen, aber schauen Sie sich ruhig in aller Ruhe hier am Eisloch um.“ Er musterte Peter und seine Plauze schmunzelnd. „Da hindurch passen Sie ja wohl nicht. Ich meine, falls Sie beim Ermitteln zu dicht rangehen, trotz der Absperrung.“

Das war wirklich frech, aber Peter konnte einen guten Spaß vertragen, und er wusste eins: Hinten war die Ente fett! Im wahrsten Sinne des Wortes! Der Siebrecht würde ganz schön blöd aus der Wäsche gucken, wenn er recht hatte mit seiner Mordtheorie.

„Ja, ja“, sagte er deshalb grinsend. „Keine Bange. Ich würde da sowieso wie ein Korken stecken bleiben und könnte noch nach Hilfe rufen.“

Nun musste Siebrecht laut lachen. Humor hatte er ja, der Herr Oberkommissar. „Da geb ich dir doch zur Sicherheit meine Nummer“, sagte er und steckte dem Kollegen eine Visitenkarte zu. „Ich heiße übrigens Martin, wie du sehen kannst. War mir ein Vergnügen.“

„Mir auch! Peter übrigens“, rief er ihm hinterher und winkte noch.

Dann war er allein.

Allein mit sich und der Vermutung, dass hier nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war. Schade, dass sein Kollege und Freund Hauptkommissar Wolf Hetzer mit seiner Nachbarin Moni Urlaub auf Teneriffa machte. Den hätte er nämlich jetzt gerne angerufen, um seine Bedenken mit ihm zu teilen. Doch da fiel ihm plötzlich der Profiler aus Hannover ein. Mit dem konnte er ziemlich unkompliziert Kontakt aufnehmen, da er dessen Nummer im Smartphone gespeichert hatte. Schon oft hatten sie gemeinsam an Fällen gearbeitet. Dieser würde ihn mit Sicherheit trotz des Feiertages interessieren.

Thorsten Bütthe, der gerade mit seiner Familie beim Weihnachtsbrunch saß, wusste sofort, dass etwas Interessantes geschehen sein musste, wenn

ihn der Kruse aus Bückeburg an so einem Tag anrief. Er entschuldigte sich und ging nach nebenan. So bekam er nicht mehr mit, dass am Frühstückstisch die Augen gerollt wurden, weil jeder wusste, was gleich passieren würde: Thorsten würde die gemütliche Runde verlassen. Seine Frau Vicci seufzte und zuckte mit den Schultern.

„Ihr wisst ja, wie es ist“, sagte sie und ging zum Garderobenschrank, um Thorstens wärmste Jacke zu holen.

Sie waren ein eingespieltes Team.

Noch immer mit dem Handy am Ohr – jetzt allerdings im Gespräch mit dem Kriminaldauerdienst – schlüpfte Thorsten in den Outdoor-Par-ka, den Vicci ihm hinhielt, und gab ihr einen Kuss. Zum Verabschieden der anderen blieb keine Zeit. Die Haustür klappte, dann war er weg.

Die Fahrt von Isernhagen nach Mardorf dauerte knapp 40 Minuten, obwohl wenig Verkehr war und der Profiler auf die Tube drückte. Peter hatte das Gefühl, eine Ewigkeit auf dem Eis gewartet zu haben. Seine Ohren schienen abgefroren zu sein, und er freute sich über den soliden Bauchspeck, der jetzt zumindest ein bisschen wie eine Thermoweste wirkte. Als Thorsten schon von Weitem winkte, atmete er auf. Die Sache würde bald ein Ende haben, und er konnte wieder ins warme Wohnmobil zu seiner Nadja schlüpfen. Eine herrliche Vorstellung!

„Mensch, Peter, kannst du nicht ordentlich Weihnachten feiern wie jeder andere? Musst du dir während der freien Tage einen Mord an Land ziehen?“, fragte Thorsten mit einem Augenzwinkern.

„Weggucken liegt mir nicht“, gab Peter zähneknirschend zu, „aber glaub mir, dass ich lieber was ...“

„Ja, ja, schon gut“, schnitt Thorsten ihm das Wort ab. „Wo ist der Spaten?“

„Der steckt dort drüben ziemlich tief im Schnee, was mich wundert, denn der wäre doch ein super Hilfsmittel gewesen, um den Bruder aus dem Wasser zu ziehen“, berichtete Peter.

„Hat er nicht?“, erkundigte sich Thorsten.

„Bei der Befragung hier vor Ort hat er nichts dergleichen geschildert“, erzählte Peter weiter. „Nur dass er den Justus mit der Hand zu greifen versucht und sich wegen des zu großen Loches nicht weiter zum Rand getraut hat. Angeblich ist die aufgehackte Stelle nur 30 Zentimeter im Durchmesser gewesen.“

„Ich sehe wenigstens 60“, erwiderte Büthe. „Da passt locker ein Kühlschrankschrank durch.“

„Laut Körper könnte ein Stück weggebrochen sein“, sagte Peter, „aber hast du mal gesehen, wie dick das Eis ist? Meiner Meinung nach bricht da nicht einfach was ab.“

„Halte ich auch für unwahrscheinlich, wenn da nicht zufällig gerade ein Riss durch läuft“, stellte der Profiler fest und schob den Schnee rund um das Loch mit seinem Fuß beiseite. Peter tat es ihm gleich.

„Kein Riss“, stellte er fest. „Meist siehst du das auch sofort an einem geringen Versprung beider Eisplatten, Thorsten.“

„Ja, genau, so ein minimaler Höhenunterschied“, wusste auch der Profiler.

„Mann, wie das früher geknallt hat, wenn so ein Spalt entstand“, erinnerte sich Peter, der beobachtete, wie sich Thorsten aufs Eis legte und an das Loch heranrobbte.

„Wo nur der KDD* bleibt?“, wunderte sich Thorsten.

„Die haben es sich bestimmt auch alle zu Hause gemütlich gemacht“, gab Peter zu bedenken. „Sei bloß vorsichtig!“

„Du hast nicht zufällig ein Seil dabei?“, fragte Thorsten und zog seine Handschuhe aus.

Peter schüttelte den Kopf. „Nur ’n Schal.“

„Nee, lass man erst. Friert schon wieder zu, die Suppe. Ich will mal sehen, wie dick das Eis überhaupt ist“, sagte Thorsten und klopfte die neue Schicht auf. Dann fühlte er unter Wasser entlang der Abbruchkante einmal ringsherum. An einer Stelle knisterte es verdächtig. Peter hielt den Atem an, aber es ging alles glatt.

Mit einem wissenden Grinsen erhob sich der Profiler wieder vom Eis.

„Hat dich nicht getäuscht, deine Intuition“, erklärte er dem Bückeburger Kollegen. „Da, wo es geknirscht hat, ist die Eisdecke viel dünner. Jemand muss sie vorab bearbeitet haben. Liegend konnte sie mich tragen, aber ich wette, dass du einknachen wirst, wenn du dich draufstellst.“

„Was soll das denn heißen?“, entrüstete sich Peter beleidigt.

„Sinnbildlich“, versuchte Thorsten die Situation zu retten. „Ein Kind könnte da vermutlich locker stehen, aber wir Erwachsenen nicht.“

„Verstehe“, sagte Peter wohlwollend, denn er freute sich insgeheim über das Lob des Profilers. „Du meinst also, jemand – vielleicht der Bruder – ist vorher schon auf dem See gewesen und hat eine Art Falle vorbereitet?“

„Sieht so aus“, bestätigte Bütthe.